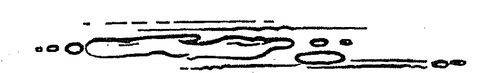


Ein Menschenherz ist viel zu klein,
Um liebend sich der Welt zu weih'n.
Ernestine H.

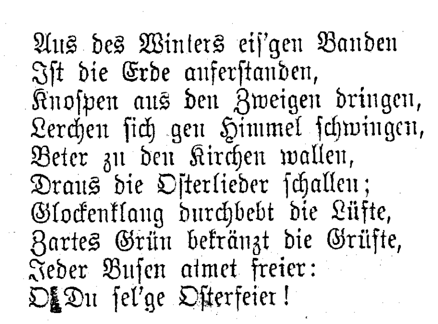


Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 182 des
Handels- und Industrieblatt
Neue Lodzer Zeitung

— № 17. —

Sonntag, den 6. (19.) April 1908.

Ostern.



Aus des Winters eis'gen Banden
Ist die Erde auferstanden,
Knospen aus den Zweigen dringen,
Lerchen sich gen Himmel schwingen,
Beter zu den Kirchen wallen,
Draus die Osterlieder schallen;
Glockenklang durchbebt die Lüfte,
Zartes Grün bekränzt die Grüfte,
Jeder Busen atmet freier:
O, Du sel'ge Osterfeier!

Aber ach! wie lang wird's währen?
In der dumpfen, trock'nen, schweren
Alltagswelt verstummen wieder
All die frohen Osterlieder!
Ach, es war kein Auferstehen
Nur ein kurzes Aufwärtssehen,
Nur ein halb verträumtes Rasten,
Und dann geht's an's Weiterhasten,
Und sie wälzen und sie tragen
Mammons schwer gewicht'gen Wagen.
Ach, wer wagt ihm zu entfliehen,
Seiner Macht sich zu entziehen?
Mammon, Mammon herrscht hienieden,
Drum versiegt der Osterfrieden!

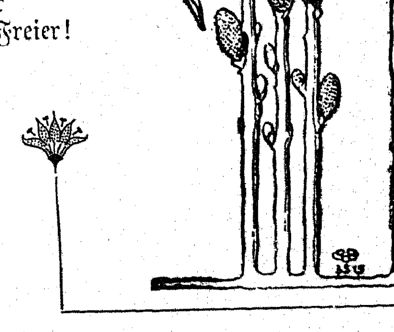
Gold'ner Glanz der Erdengüter
Dient ihm als Gefängnishüter;
Leid und Habsucht anzufachen
Weiß der, und mit grimmem Lachen
Sieht er die leibeig'nen Horden
Sich um ihn entzwei'n, sich morden.
Doch wer diesem Loos entronnen,
Hat darum noch nicht gewonnen,
Denn den Außenhof bewachen

Ihm der Sorge grimme Drachen,
Und mit ihrem gift'gen Geifer
Stacheln sie der Opfer Eifer,
Daß sie sinnen, sparen, raffen,
Sich für heute Brod zu schaffen,
Daß sie für ihr ganzes Leben
Vorrat aufzuhäufen streben,
Und, der Sorge zu entfliehen,
Wiederum vor Mammon knien.

Und doch ist ein Wort erklungen
Des, der Tod und Höll' bezwungen,
Eine Rede, süß und milde,
Wohl gefügt zum festen Schilde,
Um vor Mammons grimmen Schergen
Jedes Menschenherz zu bergen,
Daß es nicht der Sorge weiche!
„Trachtet nach dem Gottes Reiche,
„Und, wes Ihr bedürft auf Erden,
„Wird Euch zugegeben werden!"
Aber ach! uns fehlt der Glaube,
Und so kleben wir am Staube,
Und uns geht die Osterwonne
Unter mit der Ostersonne!

Herz, an diesem Ostermorgen
Nimm Dir vor, nicht mehr zu sorgen!
Laß die Vög'lein Dich belehren;
So wie sie will Gott dich nähren!
Schau der Blümlein zarte Seiden;
So wie sie will Gott Dich kleiden!
Ja, du darfst, du darfst es wagen,
Mammon kühn zu widersagen!
Kehrst dann von der Osterfeier
Heim, kein Sklave mehr, ein Freier!







Auferstehung.

Eine Ostergeschichte von **Anna Grack**

Endlich hatte die Sonne doch den Sieg davongetragen, goldig glänzend schaute sie vom blauen Himmel hernieder und lachte den alten Winter aus, der nach langem Kampfe unterlegen war und nun müde und widerstandslos von dannen zog.

Es war auch wirklich Zeit, so lange hatte das Frühjahr selten auf sich warten lassen. Jetzt hieß es sich beeilen.

Zwar, die kleinen Schneeglöckchen, die ersten Frühlingsboten, waren schon dahin, auch die Veilchen guckten bereits schüchtern mit ihren tiefblauen Blumenaugen gen Himmel, aber mit den Osterlilien haperte es noch gewaltig, und Frau Sonne hatte alle Mühe, die kleine Gesellschaft, die so notwendig zu einem rechten Osterfest gehört, herauszulocken. Nur sehr langsam hoben sie ihre dicken Köpfchen empor und öffneten verschlafen ihre leuchtende Blütenpracht.

Aber endlich hatte sie es doch geschafft, die große Beherrscherin der Erde — am Ostersonnabend stand die ganze große Wirtschaft der Natur in prächtigem Schmuck da und durfte sich zum Feste sehen lassen. Überall sproßte neues Leben, selbst das struppige Gras am Wege zog das graue Winterkleid aus und legte ein neues, festliches Gewand an. — In vollen Akkorden tönte das ewige Lied von der großen Auferstehung alles dessen, was vergangen war, durch die Welt, in jubelnden Trillern gab es die kleine Lerche im blauen Äther wieder.

Auch in dem kleinen Garten, der sich an das letzte der kleinen Vorstadthäuschen hängte, erklang die Osterbotschaft aus Busch und Baum, der alte Aprikosenbaum stand in voller Blütenpracht, auf den schmalen Rabatten ringsher wetteiferten Leberblümchen und Scylla, Veilchen und Osterlilien, Aurikel und Seidenbast miteinander, und jedes wollte es dem andern im Blühen zuvortun.

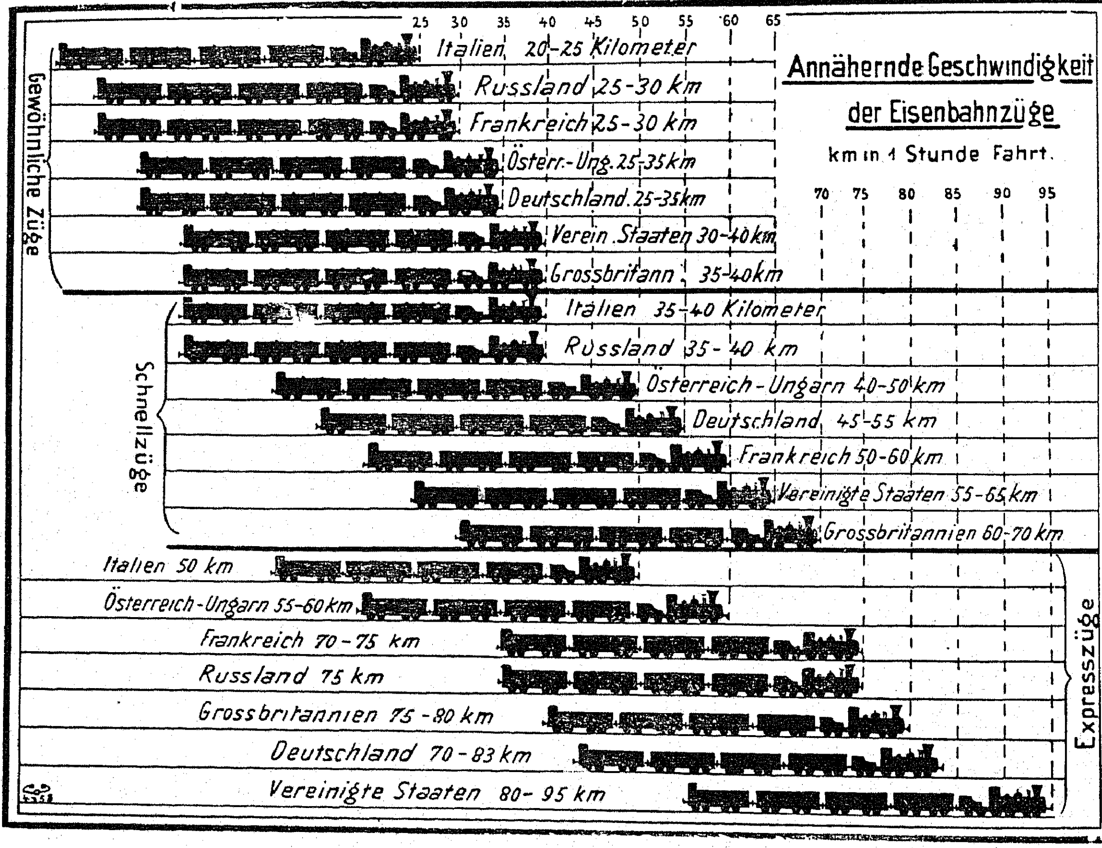
In dem breiten Mittelgang wanderte eine schlanke Mädchengestalt unablässig auf und nieder, ruhelos ab und zu die Hand auf das klopfende Herz pressend, als müsse sie all' das hoffende Keimen zur Ruhe bringen, das leise und unvermerkt darin auferstehen wollte. Nein, nein, für ihre Hoffnungen gab es kein Auferstehen, für sie keimte kein Frühling, läutete keine Osterglocke, ihr Glück war begraben, getötet von ihrem eigenen, törichten Willen, es stand nicht mehr auf.

Schwermütig blickten die großen, dunkeln Augen über die Lenzespracht hin, tastend fuhr die schmale Hand über die von blondem Haar umwallte Stirn, als wolle sie die Gedanken fortscheuchen, die dahinter mit aller Macht arbeiteten.

Sie ließen sich nicht vertreiben, sie nahmin vielmehr immer deutlicher Gestalt an und malten ihr all das Leid ihres Lebens — und das verlorne Glück — vor ihre Seele. Sie hatten schon drinnen gearbeitet und sie dermaßen gestört, daß sie ihre letzte kleine Schülerin fünf Minuten früher entließ und nicht einmal den Klavierdeckel schloß, ehe sie hinauseilte. Aber hier draußen wuchsen die Gedanken zu noch größeren Riesen empor, da half kein Wehren, kein Zurückschieben — gewaltsam drängten sich die bunten Bilder der Vergangenheit in ihr armes, farbloses Leben hinein. Wieder öffnete sie das Zeitungsblatt, das sie mitgenommen, und las die Notiz, die seit gestern für sie alles Lesenswerte umfaßte und die sie wohl schon fünfzigmal gelesen hatte. Sie lautete:

„Der berühmte Augenarzt, Professor Dr. Erich Schreder, ein Kind unserer Stadt, weilt seit einigen Tagen in unseren Mauern. Er hat den Grafen X., dem Erblindung drohte, durch eine außergewöhnlich glückliche Operation vor ewiger Nacht errettet und wird sich noch kurze Zeit hier aufhalten, um den Heilungsprozeß zu beobachten."

Er war also hier, vielleicht räumlich gar nicht weit von ihr — o, daß er noch einmal den Weg zu ihr fände! Törichte Hoffnung — wie sollte er, den sie sich einst verscherzt in kindischem Sinn, noch an sie denken. Wie sollte er wiederfinden?! Er hatte



(Text Seite 134.)

sie wohl längst vergessen, lebte glücklich mit Weib und Kind und gedachte nicht mehr der kindischen Wally, der einst seine Liebe gehört hatte.

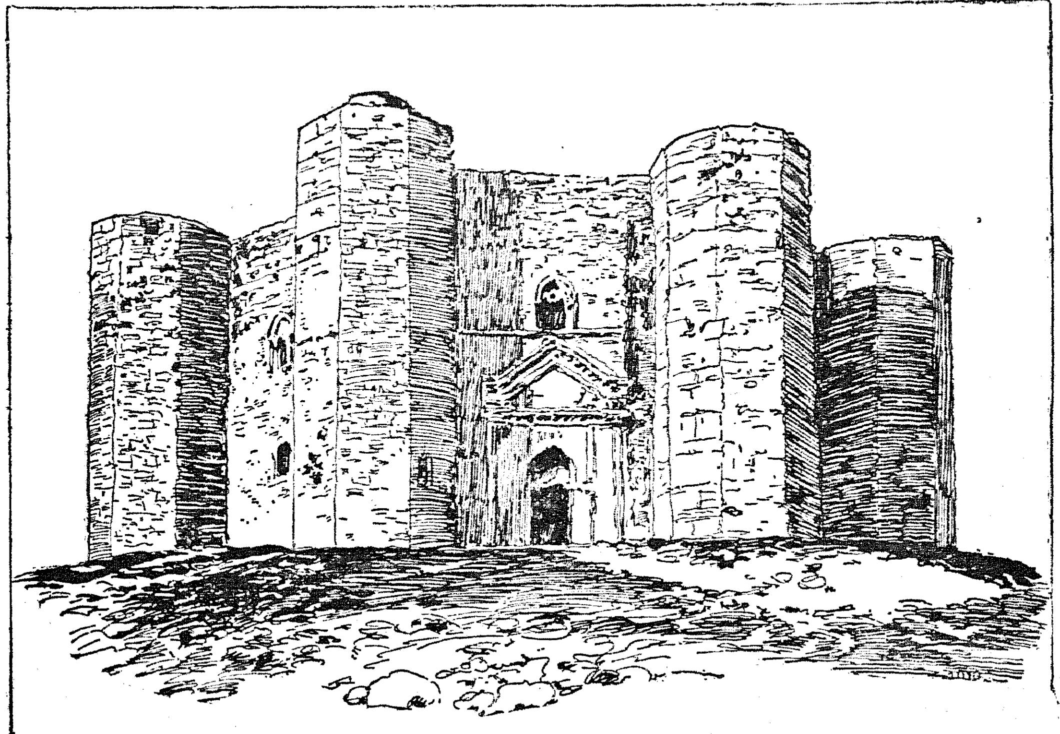
Sie blieb stehen und lehnte den blonden Kopf an den Stamm des alten Aprikosenbaumes, leise fächelten ihr die jungen Blüten ins Gesicht.

Einst, ja einst vor zehn Jahren!

Ein halbes Kind war sie noch gewesen mit ihren achtzehn Jahren, verwöhnt, verhätschelt, ohne Lebensernst und Lebensziel. Alles war nur ein Spielzeug in ihren Händen gewesen, ihr ganzes Leben ein lachender Frühlingstag. Es hatte auch nichts Großes, Ernstes für sie gegeben. Wohl pochte es damals mit leisem Finger an ihr Fühlen und Denken, als jener junge Arzt ihr seine heiße Liebe zu Füßen legte, aber sie achtete nicht der Stimme, spielend toste sie weiter und meinte ihn noch ein wenig zappeln lassen zu können, sie war ja noch so jung, und bisher war noch alles nach ihrem Willen gegangen.

Nachher war es dann zu spät, er war von dannen gegangen, ohne ihr noch ein einziges Wort zu sagen. — Wenige Jahre später nahm das Leben sie in seine strenge Schule. Ihr Vater machte bankerott, die Verhältnisse wurden klein und ärmlich, der alte Geldmann überlebte den Ruin nicht. Die Mutter wurde hart und verbittert ob ihres Schicksals, umsomehr, als eine Lähmung sie traf und hoffnungslos an den Krankenstuhl fesselte. In der Zeit reifte Wally schnell. Sie dachte nicht mehr an ihre stolzen Pläne, sie fußte nicht mehr auf ihr Wollen und Können, haderte nicht einmal mit dem Schicksal, das ihr nicht vergönnte, ihre schöne Stimme auszubilden. Sie beugte in stiller Demut ihr Haupt und verwertete ihr Können, indem sie in der kleinen Vorstadtwohnung Klavierstunden gab — sieben bis acht am Tage, für ein billiges Geld, kleinen Mädchen mit langen Zöpfen und kurzen Beinchen, die noch nicht vom Klaviersessel bis zum Pedal reichten. Groß sah sie ihre Schülerinnen nie werden, dann kamen sie meist in andere Hände, sie war nur für den Anfang gut, sie war ja nicht ausgebildet, nur eine billige Kraft.

Herb und öde war ihr Leben, das sich zwischen den stümpernden Mägdlein am Klavier und der ewig unzufriedenen Kranken im Lehnstuhl abspielte, Wally war's oft, als lege sich eine Eiskruste



Castel del Monte. — (Text Seite 135.)

über ihr Fühlen und Denken. Noch öder war es geworden, als vor zwei Jahren die Mutter von ihr ging. Bedeutete der Tod auch für die arme Kranke eine Erlösung, für Wally war der leere Platz im Krankenstuhl eine furchtbare Lücke. Bisher hatte sie doch ein Ziel, einen Zweck im Leben gehabt — jetzt war alles stumm und starr um sie her; mechanisch arbeitete sie, um zu leben, lebte, um zu arbeiten, wenigstens dachte sie so. Der Boden ihrer Seele aber war fruchtbar geworden in der Strenge ihres Leidenswinters, willig nahm er die Keime neuen Lebens auf, das sie sich durch ernste Studien, die sie begonnen, um ihrer Einsamkeit Herr zu werden, vor sich selbst aufschloß.

Ihr Horizont erweiterte sich, sie sah das Leben von einer andern Seite an, sie erkannte den hohen, sittlichen Wert der Aufgabe, die die Natur der Frau zugewiesen.

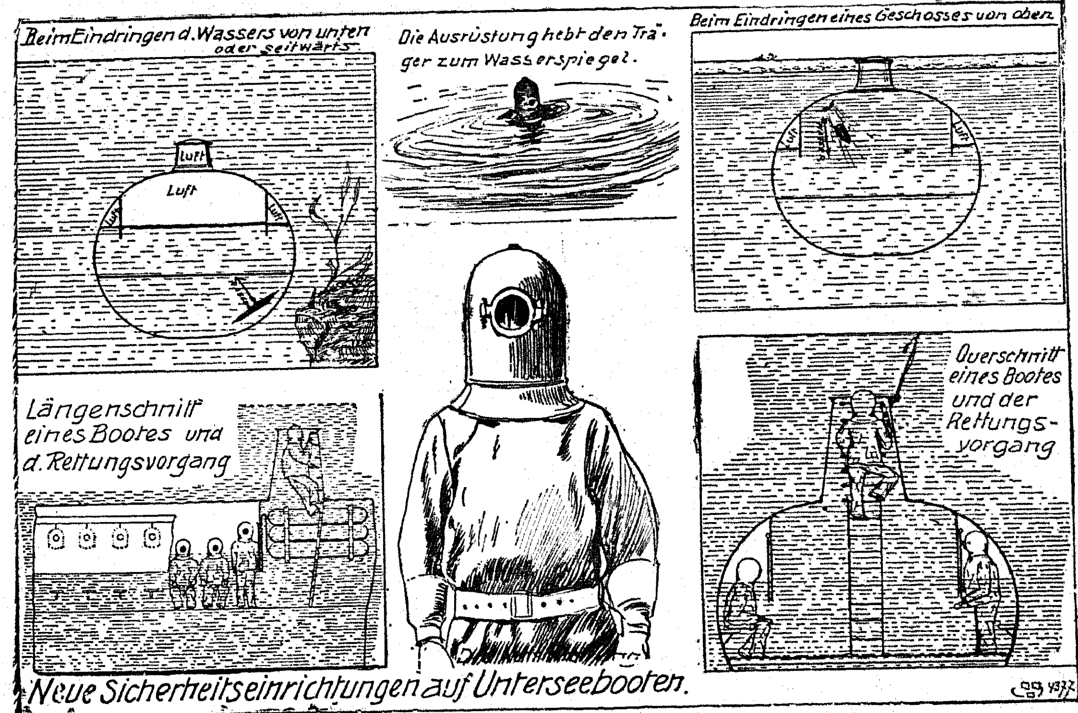
Weshalb hatte man ihr nicht früher diese Pforten geöffnet, weshalb hatte man sie zuzeiten des Wohllebens nur verwöhnt, ihr keine Arbeit gegeben, ihr keinen Begriff von dem Wert des Lebens und seinen hohen Pflichten beigebracht?! — Mein Gott, was hätte sie damals dem Manne sein können, der um sie warb, damals, mit ihren kleinlichen Anschauungen und kindischen Ansichten, ihrer verzärtelten Seele, die noch völlig Kind war. Nein, nein, damals war es ein Glück für ihn, daß aus der Sache nichts wurde, sie hätte ihm nur ein Spielzeug, nie eine Gefährtin sein können.

Aber jetzt — sie reckte sich ein wenig, jetzt war sie ein Mensch geworden, jetzt konnte sie ihm etwas sein, ihm, den sie immer nur geliebt hatte und noch heute liebe, — nicht kindisch eitel wie damals — nein, mit der großen, tiefen Liebe des Weibes, mit der Liebe, die das Haus zu einem Tempel macht und über dem Glück des Lebens am heiligen Herdfeuer wacht.

O, daß er noch einmal käme, daß er noch einmal seine Arme für sie öffnete.

Sie lehnte den Kopf weit zurück an den knorrigen Stamm, in ihren klaren Zügen stand die tiefste Sehnsucht des Weibes geschrieben.

Leise öffnete sich die Gartentür, langsam näherten sich die Schritte eines Mannes. Er war hoch gewachsen, hatte dunkles, volles Haupthaar und einen kurzen, wohlgepflegten Bart. Als er die Mädchengestalt am Baum



Neue Sicherheitseinrichtungen auf Unterseebooten.

(Text Seite 135.)

erblickte, beschattete er seine Augen mit der Hand gegen die sinkende Sonne, um besser erkennen zu können.

„Da habe ich viel Glück," murmelte er leise.

Mit festen Schritten trat er näher.

„Wally," rief er, „meine liebe Wally!"

Wie elektrisiert wandte sie den Kopf.

„Erich," schrie sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „wie konntest Du mich finden?"

„Im Adreßbuch, mein Schatz," antwortete er heiter.

„Und — ja mein Gott," stammelte sie, „liegt Dir denn noch etwas an mir, hast Du nicht längst eine andere, bessere Freundin gefunden?"

„Nein, mein Lieb," sagte er glücklich, „ich habe auch nie eine andere gesucht — aber bis vor zwei Jahren warst Du Deiner armen Mutter unentbehrlich, und im vergangenen Jahre habe ich die meine verloren — da weihte ich dem Andenken und der Trauer noch ein Jahr, ehe ich an mein Glück dachte. Aber jetzt —"

„Jetzt —"

„Jetzt will ich es endlich festhalten und mit mir nehmen."

„O Erich, ich habe so furchtbar schwere Zeiten durchgemacht, Du findest mich als eine ganz andere wieder, ich weiß nicht, ob Du auch diese Wally suchst und willst."

„Die eben will ich," rief er vergnügt, sie dichter an sich ziehend, „diese Blüte, die alles gehalten, was einst die Knospe versprach." —

„Ach, Erich, die versprach doch wenig."

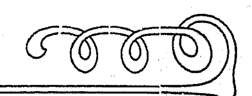
„Nein, Wally, ich sah damals schon die edeln Keime, die der Leidenswinter stark und kräftig gemacht hat, daß sie üppig hervorsprossen und nur der Sonne des Glücks harrten, um herrlich zu blühen. Siehe, auch meine Glückskeime harren der Sonne, — Wally, wollen wir zusammen Auferstehung feiern, Auferstehung zu einem neuen, seligen, glücklichen Leben?!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals.

„Ja, Du Lieber, Guter, Du bist meine Auferstehung und mein neues seliges Leben."

Voll und klar tönten die Osterglocken durch die Luft, sie läuteten Ostern ein, das Fest der großen Auferstehung.

Wiedergefunden. * Osternovelle von Richard Anhäuser.



Die Osterglocken klangen gedämpft zu ihm herauf.

Franz Walden stand am äußersten Ende der großen Terrasse, die eine so prächtige Fernsicht über die Berge und Höhen bot. Überall in der Natur regte es sich zu neuem Leben, grünte und blühte es. In vollen Zügen sog er die frische, würzige Frühlingsluft ein, und sein leuchtender Blick schweifte bewundernd über das prächtige Bild, das sich zu seinen Füßen ausbreitete. Das schmucke Städtchen mit seinem schlanken Kirchturm, dessen Spitze wie flüssiges Gold in der Morgensonne funkelte, lag da wie ein Schmuckkästchen zwischen den hohen, bewaldeten Bergen eingebettet. Ein so feierliches Gefühl beschlich ihn, ein so wohltuender Friede zog in seine Brust ein, wie er schon lange nicht mehr empfunden hatte.

Sein Auge schweifte nach dem steinernen Gebäude, welches am Ende der breiten Terrasse lag, hinüber. Ein leichtes Lächeln glitt über seine Züge.

„Wer mir das vor einem Jahre gesagt hätte," murmelte er leise vor sich hin; „ich in einem Sanatorium, ich, ein Mensch, dessen robuste Gesundheit nicht umzubringen war, ich hätte ihn hell ausgelacht. Und doch... Aber die wissen ja alle nicht, wo es mir fehlt. Da hilft kein Arzt, und wenn er noch so geschickt wäre. Der beste Arzt ist hier die Zeit, die alles ausgleichende Zeit — und diese herrliche Ruhe hier oben, diese frische, würzige Frühlingsluft — ja, die kann mich wieder gesund machen."

Der letzte Klang der Osterglocken unten im Tale war verstummt. Franz Walden lehnte sich sinnend an das starke Eisengeländer, welches die Terrasse umsäumte, und sah traumverloren in die Ferne. Gewiß, ein schweres Leiden lag hinter ihm. Aber es war kein körperliches; die Seele war erkrankt, und die hatte auch den Körper krank gemacht. Das waren schreckliche Tage gewesen, und noch viel schrecklichere Nächte. Wenn er so dalag in seinen Fieberphantasien, mit dem einen Namen auf den Lippen, wenn ihm der Kopf brannte wie höllisches Feuer, daß er schier meinte, er müsse auseinanderbersten. Das waren furchtbare Stunden, aus denen es keine Erlösung gab.



Graf Andreas Potocki †,
Statthalter von Galizien.
(Text Seite 136.)

Und warum das alles . . . .? Um jenes Weibes willen, die ihn nicht verdiente, die ihn umstrickt hatte mit ihrer verführerischen Schönheit, um ihn dann mit einem Hohnlachen von sich zu stoßen, ihn, der jedes Wort der Liebe von ihren Lippen getrunken hatte, den sie von sich stieß, als ein anderer kam, der ihr besser zusagte. Nur ein Spielzeug war er für sie, eine angenehme Abwechselung, weiter nichts. Wie Zorn stieg es in ihm auf. Merkwürdig, heute konnte er dieser Koketten gedenken, ohne jenen zitternden Schmerz zu verspüren, der sein Inneres zerrüttet hatte. Ein ganz anderes Bild stieg in ihm auf als jenes von schwarzen Locken umrahmte, verführerisch schöne Antlitz, aus dem ein paar schwarze, glänzende Augen herausblickten, die ihm das Herz versengt hatten. Ein schlichtes, blondes Köpfchen sah er vor sich, mit zwei treuen blauen Äuglein, voll Lust und Fröhlichkeit. Und doch konnten diese Augen so ernst und traurig blicken, das hatte er auch gesehen. — Sonderbar, daß er heute gerade an sie denken mußte.

Mit einem Ruck richtete er sich auf und fuhr sich über die Stirn, als wollte er die trüben Gedanken, die in ihm aufstiegen, verbannen. „Ob mein Schwesterchen bald kommt? Ich freue mich so auf sie." — — —

Die Terrasse hatte sich allmählich belebt. Er mischte sich unter die „Sanatorianer", wie er sie oft scherzweise bei sich nannte, und nun gab es eine rege Unterhaltung. Allerhand Krankheitkandidaten waren da vertreten. Hier welche, deren gerötete Wangen die wiederkehrende Gesundheit ausstrahlten, dort welche, denen der unerbittliche Schnitter Tod seine unverlöschbaren Zeichen ins Gesicht gegraben hatte.

Franz Walden beobachtete das alles. Er reckte seine Brust, seine Muskeln spannten sich, und das alte Feuer rann wieder durch seine Adern. —

Er sah plötzlich gespannt ins Tal. Richtig, das war sie, die den Berg hinaufstieg. Sie winkte schon mit dem Taschentuch. Mit einem Jubellaut riß er das seinige hervor und schwenkte es in der Luft, dann stürmte er, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, der Ankommenden entgegen.

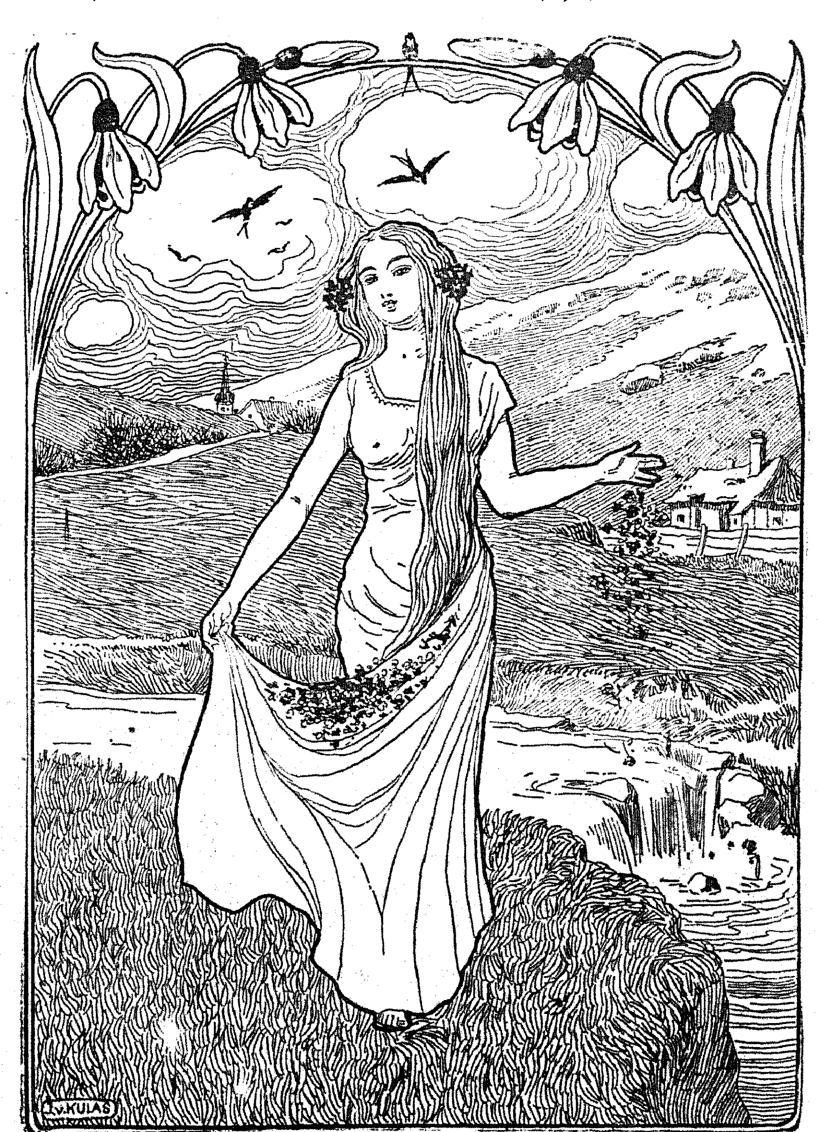
„Brrrrr, Brüderlein!" wurde er empfangen, du bist Patient — und nun laß dich einmal betrachten, Franzel."

Es war ein kleines niedliches Persönchen, das da vor Franz Walden stand, mit zwei munterer, glänzenden Augen, die geradezu herausfordernd in die Welt blickten. Aufmerksam musterten sie ihn.

„Ja", sagte sie dann, „so gefällst du mir, Franzel," und mit einem Wuppdich schloß sie ihn in die Arme und drückte einen herzhaften Kuß auf seine Lippen.

„Aber, Mieze," wehrte Franz Walden ab, „ich bitte dich, ich bin doch krank und . . ."

„Du krank . . .!" und da saß noch einer. „Nein Franzel, ich glaube, diese Geschichte hast du überstanden."



Ostermorgen.

Es konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Du kannst recht haben, Schwesterchen, ich glaube auch."

Liebkosend legte er seinen Arm um ihren Hals. „Du weißt gar nicht, wie lieb ich dich habe, Mieze! Wer dich einmal bekommt, der muß recht . . ."

„Sie machte auf einmal ein furchtbar ernstes Gesicht. Franz Walden nahm ihr hübsches Köpfchen zwischen die Hände und sah sie aufmerksam an.

„Was hast du denn, Schwesterchen?"

Da schlang sie plötzlich ihre Arme um ihn und schmiegte sich fest an seine Brust.

„Du, Franzel, ich glaube, ich habe mich verlobt . . .!"

Franz Walden mußte lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Mieze stand da und sah ihn mit komischer Verzweiflung an.

„Ich glaube, ich habe mich verlobt . . ." wiederholte er, „das ist großartig, das müßtest du aber eigentlich ganz genau wissen. Mieze, das mußt du mir einmal ausführlich auseinandersetzen."

Was da herauskam, war nun durchaus nicht ausführlich. Zufällig hatte, als sie hierher fuhr, eine kleine Gesellschaft, unter der sich auch ihre Freundin, Käthe Sarno und ein gewisser Hans Dornab befand, dasselbe Ziel als Ausflugsort erkoren. Und Käthe und Hans Dornab hatten sie ein Stück den Berg herauf begleitet. Als dann Käthe „zufällig" ein wenig zurückblieb, da hatte Hans Dornab plötzlich ihre Hand ergriffen und etwas gesagt . . . und dann war sie fortgelaufen.

„Das ist allerdings ausgezeichnet," lachte Franz Walden immer noch nach diesem sehr ausführlichen Bericht. „Ich glaube, ich bin verlobt! Da hast du eigentlich recht, Schwesterchen, denn der arme Junge wartet immer noch auf deine Antwort. Mieze, da würde ich an deiner Stelle bald ein paar freundliche Worte sprechen. Ich kenne Hans und glaube . . ."

Da hing sie schon wieder mit einem Jauchzer an seinem Halse und küßte ihn weidlich ab.

„Und du meinst wirklich, Franzel?" — „Das ist eine ernste Sache, Schwesterchen. Wenn du ihn gern hast, ja, sonst . . ."

„Aber Franzel, du weißt ja gar nicht, wie lieb ich ihn habe!"

„Und trotzdem bist du weggelaufen!"

„Ach, Franzel, wenn einem so etwas zum ersten Mal passiert!"

Walden mußte laut herauslachen. „Weißt du, Mieze, über dich könnte man Bäche von Tränen vergießen." Dann flog ein Schatten über sein Gesicht. „Und du sagst, Käthe Sarno sei auch hier? . . ."

„Ja, sie hat sich sogar sehr oft, als du krank warst, nach dir erkundigt und sich gefreut, wenn es dir besser ging."

„Dazu hatte gerade sie am allerwenigsten Grund."

„Nein, wahrhaftig nicht," sekundierte Mieze offen, „denn als die andere dazwischen kam, da . . ." sie schlug sich auf den Mund und ein forschender Blick streifte ihren Bruder.

„Erinnere mich nicht mehr an die andere, Mieze; die Sache ist abgetan, Gott sei Dank, ich fühle mich wieder frei, aber es ist mir schwer gefallen, glaube mir!"

Er sah sinnend in die Ferne und ein tiefer Atemzug hob seine Brust. „Und du hättest dich gefreut, wenn die Käthe mit heraufgekommen wäre?"

Sie wartete seine Antwort gar nicht ab. Zum Glück erwischte sie gerade einen daherkommenden Jungen. — Franz Walden hörte nur die Worte: Käthe Sarno, und etwas zaghaft — Hans Dornab. Der Junge lief wie der Sturmwind den Berg hinab. Er mußte ein gutes Trinkgeld bekommen haben.

Sonderbar, heute morgen hatte er an sie gedacht, seit langer Zeit. Die Käthe . . . er kannte ihr munteres, quellfrisches Wesen, da lag noch ein Herz drin. — Die andere — seine Züge verfinsterten sich. Jetzt war es zu spät.

„Du, Franzel," wurde er da in seinem Gedankengang unterbrochen, „ich sehe eigentgar nicht ein, warum wir nach deinem Sanatorium hinaufkraxeln sollen, wir hätten auch ebenso gut ins Städtchen hinabgehen können. Weißt du, hier oben ist es zwar sehr schön, aber ich kann mich nun einmal nicht für deine „Sanatorianer" begeistern. Da ist der dünne, lange Baron von Soundso, die dicke Frau Bankier . . ."

Mieze wäre in ihrer charakteristischen Schilderung noch fortgefahren, aber Walden verschloß ihr lächelnd den Mund.

„Ich kenne sie alle, Mieze;" er wandte sich um. „Eigentlich hast du recht, wir hätten auch ins Tal hinabgehen können. Diese Weisheit hätte allerdings etwas früher deiner kleinen Denkerstirn entschlüpfen dürfen."

So machten sie denn wieder kehrt und stiegen den Weg hinab.

„Wenn wir nur," meinte Mieze nach einer Weile; sie war auf einmal furchtbar ernst geworden, „wenn wir nur Käthe und —"

„. . . und Hans Dornab nicht verfehlen," vollendete Walden; „nein, es gibt nur einen Weg hier herauf. Übrigens, da unten kommen sie schon."

Mieze fuhr ein Schreck durch die Glieder und sie machte eine Bewegung, als ob sie ausreißen wolle.

„Halt, Schwesterchen, hier geblieben," hielt sie Franz Walden zurück: „immer die Nase nach dem Feind!" —

Die Begrüßung gestaltete sich ein wenig steif. Hans Dornab murmelte einige unverständliche Worte, und Mieze hatte einen roten

Kopf bekommen. Franz Walden reichte Käthe die Hand, und als sein Blick sie traf, da mußte sie verlegen die Augen niederschlagen. Ein eigenes Gefühl durchströmte ihn. Unwillkürlich mußte er einen Vergleich anstellen zwischen dieser jugendfrischen, lieblichen Mädchenknospe und jener anderen, vollerblühten verführerischen Schönheit.

Mieze und Hans schienen indessen ihre Schüchternheit schnell niedergekämpft zu haben, denn sie wanderten schon in ein anscheinend sehr wichtiges Gespräch vertieft ein gutes Stück voraus.

„Und Sie sind wieder ganz wohl, Herr Walden?" nahm endlich Käthe das Wort.

„Ja, Gott sei Dank, es geht wieder so leidlich," antwortete Walden, „eine schwere Zeit liegt hinter mir." —

„Sie müssen furchtbar ausgehalten haben in Ihrem Fieber, aber jetzt sehen Sie wieder so frisch und gesund aus wie früher."

„Wie früher," wiederholte Walden, „das wohl, aber in mir, da ist heute ein anderer." Sie hatten, als ob das so sein müßte, einen schmalen Waldweg eingeschlagen. „Es ist sonderbar, welche Kämpfe man oft durchmachen muß, um zur Erkenntnis zu gelangen. Und wenn man dann klar sieht, dann merkt man erst, welches Glück man in den Staub getreten hat, um einem Phantom nachzujagen, das gleich einer Seifenblase in den herrlichsten Farben schillert und doch so hohl und dünn ist, daß, wenn man sie mit der Hand ergreift, sie sich in ein nichts auflöst!"

Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her. Die sonst so muntere Käthe brachte kein Wort über die Lippen. Franz Walden betrachtete sie aufmerksam. Das hübsche Gesichtchen war etwas blässer als einst — und etwas ernster, das sah er.

„Sehen Sie, Käthe," er ergriff ihre Hand, „einem solchen Phantom bin ich nachgejagt, jener Elenden, und das Glück, das mir blühte, ließ ich achtlos am Wege stehen. Das kommt vor, und ich habe immer wunder geglaubt, was ich für ein vernünftiger Mensch sei." Der guten Käthe war es bei den warmen Worten Waldens ganz eigen ums Herz geworden. Einst glaubte sie seine Liebe zu besitzen, als dann aber die schöne Nebenbuhlerin ihren Weg kreuzte, da verflog dieser Traum. Und doch trug sie sein Bild in ihrem Herzen, und ihre geheimsten Gedanken gehörten ihm.

Da hallte plötzlich ein heller Jubellaut durchs Tal und auf einem der gegenüberliegenden Hügel erschien Mieze mit Hans Dornab.

„Sehen Sie, Käthe," sagte Franz Walden, hinüberwinkend, „mein Schwesterchen hat vor kaum einer Stunde noch nicht gewußt, ob sie verlobt oder nicht verlobt sei, jetzt scheint sie es aber ganz genau zu wissen. Kommen Sie, Käthe, gehen wir zu den Glücklichen."

Da aber spielte der kleine, neckische Gott mit dem nie fehlenden Pfeil einen seiner bekannten hinterlistigen Streiche. Als die beiden aus der Lichtung, in der sie gestanden hatten, heraustreten wollten, legte sich dieser Schelm direkt in den Weg. Beim Hinsehen sah man zwar nur eine Baumwurzel, aber das ist ja gerade der Haupttrick dieses Schlingels, daß er sich im richtigen Moment in einen ganz unschuldigen Gegenstand verwandeln kann; Käthe stolperte und lag im nächsten Augenblick in Waldens Armen, als ob sie da hinein gehörte. Ihre Blicke begegneten sich, und diese sagten viel: Vorwurf, Liebe und ein wenig Zorn in dem einen, Verzeihung bittend und inniges Verlangen in dem anderen.



„Käthe," flüsterte Franz Walden, „wollen wir es noch einmal zusammen versuchen?"

Sie sträubte sich sanft, um von ihm loszukommen, aber er hielt sie nur fester in seinen Armen. Als nun die Käthe sah, daß sie sich nicht frei machen könne, blieb sie ganz still in seinen Armen liegen und muckste sich nicht.

Franz Walden konnte nun unmöglich die schöne Gelegenheit vorübergehen lassen, den roten Lippen, die ihm so verführerisch entgegenleuchteten, einen Besuch abzustatten, und das tat er denn auch recht ausgiebig.

Käthe versuchte zwar einigemal zu sprechen, aber Walden verschloß ihr immer wieder den Mund.

„Still, Käthe," beschwichtigte er sie, „ich weiß ja alles, was du sagen willst. Nein, das liegt hinter mir wie ein wüster Traum. — Sprechen wir nicht mehr davon, nie, es mag vergessen sein."

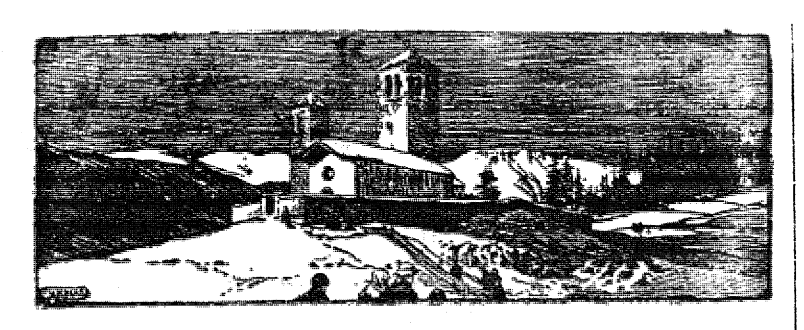
„Ach, Franz, du weißt ja gar nicht, wie weh du mir damals getan hast..."

„Und jetzt bist du mir nicht mehr böse, Käthe?"

Sie schlang ihre weichen Arme fest um seinen Hals. „Ach! Ach, ich kann ja nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe es ja versucht, aber es geht nicht."

Der kleine Schelm mit den Pausbacken und den kleinen lustigen Äuglein stand hinter einem Gebüsch und lachte sich eins über sein gelungenes Werk, die beiden, die sich fest umschlungen hielten, sahen es nur nicht.

„Komm, Käthe," sagte dann Franz Waldau, „diese Stätte wollen wir weihen." Und just in denselben Baum, über dessen Wurzeln Käthe so glücklich gestolpert war, schnitt er ein: „Wiedergefunden Ostern 1907."



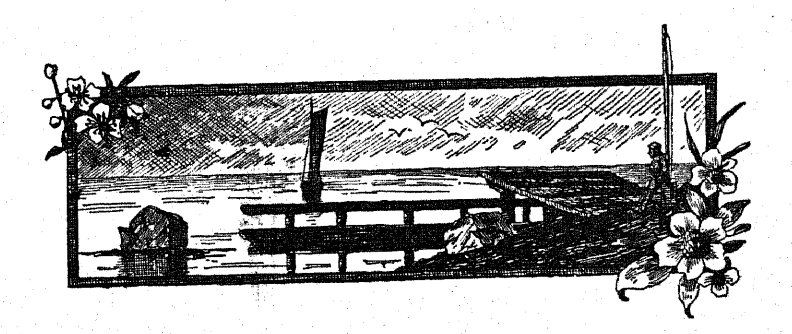
Zu unseren Bildern.

Ermordung des Statthalters von Galizien. (Porträt Seite 134.) In Lemberg fiel der galizische Statthalter Graf Potocki dem Nationalhaß der Ruthenen gegen die Polen zum Opfer. Gegen halbzwei Uhr nachmittags hat ein ruthenischer Student der Lemberger Universität, Miroslaw Sziczynski, bei einer Audienz drei Revolverschüsse gen den Statthalter Grafen Andreas Potocki abgefeuert, wodurch der Statthalter tötlich am Kopf, ferner am Arm und am Bein verwundet wurde. Der Statthalter erlangte auf kurze Zeit das Bewußtsein wieder und starb um 2 ½ Uhr nachmittags.

Neue Sicherheitsvorrichtungen für Unterseeboote. Die schweren Verluste an Menschenleben, welche die Unterseeboote bisher in England und Frankreich hervorgerufen haben, mußten Veranlassung dazu geben, neue Sicherheitsmaßnahmen zum Schutze der Insassen der Unterseeboote zu finden. Unser Bild Seite 130 zeigt einen Teil der neuen Vorrichtungen, die jetzt in der englischen Marine zur Einführung gelangen. Zunächst erhält jeder Mann eine Uniform, die durch eine Glasscheibe jederzeit in eine Art Taucheranzug verwandelt werden kann. Im Falle einer Kollision oder einer Verletzung des Unterseeboot, durch welches Wasser in das Boot eindringt, muß einmal verhindert werden, daß die Mannschaft infolge der sich durch das Einströmen des Wassers und die elektrischen Batterien entwickelten Gase erstickt, zweitens, daß die Mannschaft ertrinkt, drittens muß ermöglicht werden, daß sich die Mennschaft rettet. Die Uniform besteht aus einer wasserdichten, festanschließenden Jacke, in deren Innentaschen sich Chemikalien befinden, welche die ausgeatmete Luft wieder reinigen und den erforderlichen Sauerstoff wieder ergänzen. Gleichzeitig dient diese Luft im Wasser als Heber und ist geeignet, den betreffenden Mann an die Oberfläche des Wassers zu tragen. Durch die ganze Länge des Bootes sollen sich ferner auf beiden Seiten von der Decke herab zwei Halbwände herniederziehen, welche wie bei einer Glocke im Falle eines Sinkens des Bootes als Luftfänger dienen sollen In diesen Luftfängern hängen die Uniformen. Im Falle eines Unglücks stürzen die Mannschaften an ihren Platz und legen die Uniformen an. Das Boot wird wegen eines beschwerten Kieles stets so sinken, daß der Turm nach oben steht. Die Mannschaften können daher ruhig in dem gesunkenen Turm in das Wasser steigen und werden dann durch ihre Uniform in die Höhe gehoben.

Castel del Monte, dem alten Hohenstaufenschloß in Apulien, das zum Lustschloß geschaffen, die tiefste Erniedrigung und Trauer des alten Staufergeschlechtes gesehen hat, gilt des deutschen Kaisers nächster Besuch auf dem italienischen Festlande. Von seiner alten Pracht ist allerdings nichts mehr geblieben. Schon seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unbewohnt und verlassen, ist es mehr und mehr verfallen. Die herrlichen Marmortreppen, noch von Kaiser Friedrich II. angelegt, sind verschwunden. Die italienischen Adeligen der Umgegend haben sie einfach benutzt, um sich ihre Häuser damit zu bauen. Der Schmuck im Innern, die reizenden und zierlichen Säulenkapitäle, die Ausstattung der Decken, die Verzierung der Fenster, ist größtenteils denselben Weg gegangen. Das herrliche Mosaikpflaster der acht großen Säle, welche um den Innenhof herumliegen, ist bis auf traurige Reste gestohlen worden. Der Bau ist in seiner starren, trotzigen Form mit den acht mächtigen achteckigen Türmen einzig in seiner Art. Wie schon oben gesagt, geschaffen zu einem Lust- und Liebesschloß für Kaiser Friedrich II, in dessen Räumen und auf dessen Höhen sich das leichte und lockere Leben der Orientalen entwickelte, wurde es unter Manfred, Konrad IV. Halbbruder, dem Könige von Neapel und Sizilien Residenz. Doch schon nach wenigen Jahren brach das Staufengeschlecht zusammen und Manfreds Söhne mußten in Castel del Monte dreiunddreißig Lebensjahre vertrauern. Das Schloß wurde alsdann königliche Domäne und 1528 von Lautres geplündert. Es gelangte sodann in den Besitz der Familie der Herzöge von Caraffa, die aber keinen Wert auf das Schloß legten, und den Besitz verkommen ließen. 1876 wurde es von der italienischen Regierung angekauft.

Geschwindigkeit der Eisenbahnzüge. Unsere heutige Statistik Seite 130 giebt unseren Lesern eine Übersicht über die Abweichungen der Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnzüge in den einzelnen Ländern. Wer da glaubt, daß die erhöhte Geschwindigkeit gleichbedeutend mit einer erhöhten Unsicherheit sei, befindet sich im Irrtum. Ist der Unterbau stabil genug, bleibt es ganz gleich, wie schnell der Zug sich bewegt. Was die gewöhnlichen Durchgangszüge betrifft, so übertrifft hier Großbritanien alle anderen Länder an Geschwindigkeit, indem die langsamsten Züge 35 Klmtr. in der Stunde zurücklegen, also so schnell fahren, wie die schnellsten Bummelzüge in Deutschland und Österreich-Ungarn. Die Höchstgeschwindigkeit dieser gewöhnlichen Züge in Großbritanien und den Vereinigten Staaten erreicht 40 Klmtr. Am langsamsten fährt man in Italien mit nur 20 Klmtr. für die Stunde, die Höchstgeschwindigkeit erreicht hier nur 25 Klmtr., also so viel wie etwa Sekundärbahnen zurücklegen. Was die Schnellzüge anbelangt, so schießt auch hier Großbritanien den Vogel ab mit 70 Klmtr. Höchstleistung in der Stunde, 65 Klmtr. fährt man auch in Amerika, 60 Klmtr. in in Frankreich, 55 Klmtr. in Deutschland und 50 Klmtr. in Österreich-Ungarn. Bei den Expreßzügen ändert sich das Bild, hier bleibt Großbritanien etwas zurück. Am schnellsten fährt man in den Vereinigten Staaten, wo bis zu 95 Klmtr. in der Stunde zurückgelegt werden, dann kommt schon Deutschland mit 83 Klmtr., dann Großbritanien mit 80 Klmtr., Frankreich und Rußland mit 75 Kilomtr., Österreich Ungarn mit 60 Kilomtr. und schließlich Italien mit 50 Kilometer.



Sprüche der Weisheit.

Und wieder die Liebe . . .

Um Liebe werben und sich dieselbe zu erhalten trachten, das wäre wohl zu viel verlangt vom Manne, deshalb überläßt er letzteres in der Regel der Frau; wenn es auch just nicht immer die Seine ist.

*

Die größte Egoistin der Welt ist die — Liebe, jedoch nur so lange sie um Gegenliebe wirbt, dann aber wird sie zur — Tyrannin. —

*

Der wahrhaft Liebende entbehrt alles am leichtesten, weil die Frau, welcher er seine Empfindungen weiht, alles in sich vereinigt. Licht und Wahrheit, Freiheit und Wissenschaft, Poesie und Musik.

*

Jeder Liebende ist ein neuer Kolumbus, er entdeckt eine neue große Welt von Empfindungen, aber nur für sich allein.

*

Der Mann will lieben, die Frau muß lieben.

*

Die Eitelkeit ist das Element der Frau. Sie fragt selbst in ihrer Liebe: „Wie kleidet mich das Glück?"

Die Auflösung des Buchstaben-Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Otto. Lotto. Motto.

Richtig gelöst von: Paul Brückert.

Die Auflösung des Merk-Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Universitätsprofessor.

Richtig gelöst von: Paul Brückert, Leon Prussak, Alexander Klotz, Josef Kronenberg, Herrmann Großmann, Ernst Disterheft.

Die Auflösung des Silben-Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Rhein. Gold. Rheingold.

Richtig gelöst von: Paul Brückert.

Wortspiel.

	a.		b.
1.	Werkzeug	—	Kleidungsstück.
2.	Kirchenfest	—	Blumen.
3.	Verwandte	—	Teil des Gesichts.
4.	Uebersicht	—	Soldat.
5.	Baum	—	Rückstand.
6.	Bauwerk	—	alte Stadt.

Es sind sechs Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Umtausch des Anfangsbuchstabens ein neues Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b einen Zeitabschnitt.

Zahlenrätsel.

5 8 21 15 18 13 . . . . . . eine Insel.
22 8 14 17 22 6 . . . . . . ein Vorname.
12 13 10 12 8 13 . . . . . . ein Land
13 18 14 10 8 13 . . . . . . eine Himmelsrichtung.
8 16 22 8 20 19 20 . . . . eine Stadt auf Kleinasien.
20 6 15 4 8 . . . . ein Heilmittel.
8 12 20 8 13 . . . . ein Metall.

Sind die sieben Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen eines Volkes, und die Endbuchstaben den Namen eines Polarforschers, wenn nicht ein Konsonant zu viel wäre.

Charade

Das Erste zieht von Süd' und Norden,
Von Ost und Westen durch das Land
Wenn neu im Lenz die Erd' geworden,
Pflückt gern das Andre deine Hand.
Wenn Wellen sich auf Wellen türmen
Im flutbewegten Ozean,
Dann blickt bei Wind- und Wetterstürmen
Zum Ganzen kühn der Steuermann.

Zweisilbige Charade.

Das Erste so manches besagt,
Doch meist vergleicht es und fragt
Das Zweite trägt und ernährt
Das seine hält jeder wert.
Das Ganze ist gewesen
Ein Dichter, den viel man gelesen.

Buntes Allerlei.

Von unseren Dienstmädchen.

Dame (zum neuengagierten Hausmädchen): „Ist es nötig, daß man Sie morgens weckt?“

Mädchen: „Ach nein, das ist nicht notwendig, nur wenn gnädige Frau mich gerade mal brauchen sollten.“

Ein angenehmes Hotel.

A.: „Sie wurden also aus dem Hotel geworfen, weil Sie sich über die hohe Rechnung beschwert hatten?“

B.: „Ja — und dann ist das ganze Personal herausgekommen und hat aufs Trinkgeld gewartet!“

Kleines Mißverständnis.

Sommerfrischler (der sich bei einem Wirt einlogieren will): „Sagen Sie mir, ist hier die Luft auch rein?“

Wirt: „Jo, merschten teels, es kömmt nur hie und da amal a Gendarm zum Nachschau'n!“

Pech.

„Das junge Ehepaar, das bei uns eingezogen, scheint auch nicht in Harmonie zu leben!?“

„Er war halt ein armer Teufel und sie ist ein reicher.“

Ausrede.

„Einen fremden Ueberzieher hast Du gestern abend mit nach Hause gebracht, Gummischuhe, die Dir nicht gehören und statt Deines Zylinders einen Schlapphut . . . warst Du betrunken?“

Mann: „O bitte, höchstens kann's der Kellner gewesen sein, der hat mir beim Anziehen geholfen.“

Ein schlauer Hausherr.

„Du, Vater, ich habe gehört, unser bester Mieter, der Rat, trägt sich mit der Absicht, auszuziehen!“

„Da steigern wir ihn einfach, und wenn er kündigen will, setzen wir den Zins wieder herunter. Dann hält er uns für sehr entgegenkommend und bleibt!“

Alle Vorteile gelten.

Eine herumziehende Theatergesellschaft spielte in einem Provinzstädtchen ein Trauerspiel, das dem Publikum gründlich mißfiel. Es regnete Eier, Kohlköpfe und Kartoffeln auf die Bühne.

Trotzdem ließ der Schmierendirektor tapfer weiterspielen. Der Held raste wie ein Besessener auf der Bühne umher, raufte sich die Haare und wich dabei geschickt den Rüben aus, mit denen er bombardiert wurde.

Endlich schleuderte einer von der Galerie in einem Wutanfall einen schweren Stiefel hinab, und nun endlich schickte sich der erschrockene Schauspieler an, das Feld zu räumen.

„Weiterspielen, Sie Dummerjahn!“ zischte der Direktor aus den Kulissen und zog den Stiefel mittelst einer Schirmkrücke von der Bühne. „Weiterspielen, bis der andere nachkommt!“

Verblümt.

„Frau Wirtin, ist Ihr Mann daheim? Kann ich ihn 'mal sprechen?“

„Jawohl — er zapft eben Wein ab.“

„Na, da will ich nicht stören. Ich komme in einer Stunde wieder — da wird er ja fertig sein!“

„Das schon — aber sprechen können Sie ihn dann nicht mehr!“

Moderne Mutter.

Die Gnädige (zur Amme): „Ueberall sagt man mir, daß ich so ein reizendes Baby habe . . . zeigen Sie es mir doch 'mal!“

(„Fliegende Blätter.“)

Der Dank des Töchterchens.

Einen niedlichen Beitrag zu dem Thema „Aufklärung der Jugend“ gibt ein kleines Mädchen in Emden, das in der dort erscheinenden „Ostfriesischen Zeitung“ vom 25. März folgendes artige Inserat veröffentlicht:

Mein Mütterchen hat mir zu meinem Geburtstage ein kleines, prächtiges Schwesterchen geschenkt.

Ruth Reppel.

Emden, den 25. März 1908.

Zur Hebung des Fremdenverkehrs.

Ein Fremder wohnt in einer Dorfkirche bei Graz der Messe bei, wobei sich zwischen zwei andächtigen Bauern hinter ihm folgendes Gespräch entspinnt: „Hiasl!“ — „Jo!“ — „Du!“ — „Wos?“ — „Der do!“ — „Wer denn?“ — „Kennst den?“ — „Na.“ — „J aa net. Hau eham oani eini!“